

85 Guerra Caps 829

Aus dem Herzen eines Romanisten

Von

Hugo Schuchardt

BIBLIOTICA UNIVERSITARIA
DI
BOLOGNA

Der Vollertrag für die Südarmer

BIBLIOTICA UNIVERSITARIA
DI
BOLOGNA

SITARIA

RAA

ps

19

DI BOLOGNA

Graz 1915

Leuschner & Lubensky, k. k. Universitäts-Buchhandlung

UNIVERSITARIA

BIBLIOTECA

GUERRA

Caps

82/9

DI BOLOGNA

Aus dem Herzen eines Romanisten

Von

Hugo Schuchardt

Der Vollertrag für die Südarmer



Graz 1915

Leuschner & Lubensky, k. k. Universitäts-Buchhandlung

BIBLIOTICA UNIVERSITARIA
* BOLOGNA *

Vor vierzig Jahren schrieb ich in der Allgemeinen Zeitung:
„Versänke Britannien im Ozean, so verlören wir viel; aber empfänden wir nicht Herberes wenn wir eines Tages vom Südabhange der Alpen aus nichts erblickten als eine öde, trostlose Wasserfläche?“ Dieses Herbe, ja Herbstes empfinden wir jetzt; Italien ist vor uns versunken, ich meine „das Land wo die Zitronen blühn“.

Ob es je wieder vor uns auferstehen, sein risorgimento feiern wird, in altem Glanze? Ich bezweifle es. Haben etwa wir selbst das Paradies uns verschert? An diesem Kriege, der den Krieg abkürzen soll, sind wir doch am allerwenigsten schuld. Allein wir täuschen uns vielleicht; versuchen wir einmal die Dinge mit den Augen der andern anzusehen.

Die Deutschen waren bisher von nordischem Nebel umfangen; aber jüngst haben West- und Südwinde, frische oder warme ihn zerstreut und Rant als den Vater des deutschen Militarismus enthüllt, Goethe als den Vater der deutschen Spionage. In der That, wie hat er sie ausgeübt! nichts Wertvolles ist in Italien seinem scharfen Blick entgangen, mochte es tot oder lebendig, Natur oder Kunstwerk sein. Und welche Nachfolger hat er gefunden! Könige haben sich als Künstler verkleidet, Offiziere im Dunkel der Bibliotheken versteckt; ein reicher Hamburger ließ auf seine Kosten eine ganze Rundschafterbande in Italien reisen, die Familie Buchholz. Mit der Ausspähung verband sich eine schamlose Ausbeutung: die Deutschen führten alles aus was nicht niet- und nagelfest war, Landschaften, Novellenstoffe, Volksweisen, Märchen. Sie drückten die Lohnforderungen der Kutscher und Führer in unglaublichem Maße herab, und anderseits versuchten sie, natürlich ohne Erfolg, Bestechungen mit kleiner Münze — man denke nur an die süßlichen Schmeicheleien Viktor Sehn's. Endlich mußten auch den blödesten Italienern die Augen aufgehen, den langmütigsten die Geduld ausgehen.



Doch genug des Scherzens! die Dinge sind ja zu ernst dazu, nur mag ich auch nicht mit dem bitteren Ernste reden der erforderlich wäre. Schon vor längerer Zeit ist in den gebildeten Schichten Italiens eine deutschfeindliche Strömung entstanden und hat sich dann mehr und mehr ausgebreitet; welcher Ehrgeiz, welche Habsucht oder welche Wahnvorstellungen die Triebfedern dieser Machenschaften waren, lasse ich ununtersucht. Gemäß derselben „feinen und geschmeidigen“ Staatskunst die der französische Kammerpräsident Deschanel in seiner Begrüßung unseres achten Feindes dem Hause Savoyen nachrühmt, gab man sich zunächst den Anschein als ob man die Fremden und das Fremde überhaupt im Auge habe; man regte z. B. die Beseitigung der fremdsprachlichen Aufschriften an. Aber das eigentliche Angriffsziel trat immer deutlicher hervor; so wurde vor einigen Jahren die öffentliche Meinung gegen die Reichsdeutschen am Gardasee aufgehetzt. Und seit Monaten wimmelte es in Italien von „Spionen“, unter denen man nur die Deutschen verstand. „Hinaus mit den Barbaren!“ schrie man, und ehe man noch die Deutschen irgendeiner Feindseligkeit bezichtigen konnte, eröffneten die Mailänder Barbareien den „glorreichen Feldzug für Zivilisation und Recht“.

Diesem langen Vorspiel des Krieges wird kein kurzes Nachspiel entsprechen. In absehbarer Zeit werden wir Italien nicht in der Weise wieder besuchen können wie bisher. Italien ohne die Italiener! Denn mochten wir zu Gesundung, Genuß oder Arbeit nach Italien reisen, zu allem brauchten wir — und das eben würde uns von nun ab fehlen — freundliche und zutrauliche Gesichter um uns; wir mußten uns behaglich und in guter Stimmung fühlen. Wenn nun auch gerade in jenen Kreisen in denen der Deutschenhaß geschaffen wurde, eine raschere Einklehr stattfinden sollte, so wird doch im niedern Volk, hauptsächlich in dem ohnehin leicht mißtrauischen Landvolk das eingepfote Gift fortwirken und durch das vergossene Blut zu einem tödlichen gemacht werden. Male ich mir aus daß ein solches Verhältniß schon in meiner Jugendzeit bestanden hätte, dann wäre mir vielleicht der Salon des Herzogs von Sermoneta verschlossen geblieben; wahrscheinlich hätte die kleinbürgerliche Familie bei der ich wohnte,

ihre lehrreichen Tratschereien vor mir gehütet; sicherlich hätte ich nicht mit den Rutschern und Raftanienröstern von Trastevere Passatella spielen können. Weiteres und Besseres, ja das Beste sagt in diesem Sinne der Kunsthistoriker G. Dehio (Frankf. Zeit. vom 30. Mai); der Schluß seines kurzen Aufsatzes „Zu Ende“ lautet: „Es wird so sein müssen: auf der Piazza von Florenz, auf dem Markusplatz Venedigs haben wir künftig nichts zu suchen, gleichviel ob wir als Sieger oder als Unterliegende aus dem beginnenden Kampfe hervorgehen werden.“ Außerdem verböte es uns der Stolz uns da einzudrängen wo wir unwillkommen wären, und es würde ganz untunlich sein uns jene Europäer zum Vorbild zu nehmen die als verkleidete Muselmänner die heiligen Stätten des Islams aufsuchten. Noch weniger aber läßt es sich mit unserem Stolz vereinen daß, da die ganze Welt gegen uns im Felde steht, wir bemüht sind uns bald hier bald da anzubiedern, damit die Versöhnung später um so leichter werde. Das hat, wie schon oft genug gesagt worden ist, gerade den entgegengesetzten Erfolg; der Mangel an Stolz schadet uns bei den fremden Völkern. In den Süddeutschen Monatsheften vom Mai hat der Herausgeber diese „Würdelosigkeit“ mit wohlthuender bajunwarischer Grobheit gegeistelt. Das soll uns aber nicht zu ungerechtem Urtheil oder auch nur maßloser Übertreibung anspornen. Allerdings dürfen die wohlmeinenden Neutralen keinesfalls auf unsere vollständige Beistimmung rechnen; eines steht immer zwischen uns und ihnen: unsere Toten. Nicht als ob unser letztes Ziel ein anderes wäre als das ihrige; aber sie unterschätzen die Schwierigkeiten die seiner Erreichung im Wege stehen, oder überschätzen die Mittel mit denen sie zu besiegen sind. Diesen „falschen Weg“ hat A. Roelsch, selbst ein Neutraler, von seiner naturwissenschaftlichen Warte scharf beleuchtet (Frankf. Zeit. vom 9. Mai); er schließt mit der Mahnung: „es kommt nicht darauf an daß Fäden die zerrissen sind, wieder zusammengeknüpft werden, sondern daß man sie ruhig zerrissen lasse, jedem Volke die Möglichkeit gebe, aus seiner Wirklichkeit und seinem neugeordneten geistigen Lebensraum heraus frische Fäden zu spinnen.“ Dazu liefert E. Gothein eine Ergänzung von deutscher Seite (Frankf. Zeit. vom 16. Mai): es könne

sich vorerst nicht um eine Verständigung der Völker handeln, wohl aber um das Verstehen; alles verstehen sei alles beherrschen. Da möchte nun wiederum ich ergänzen: wenn nicht eine bloß gedankliche Beherrschung gemeint ist, sondern eine tatsächliche, so muß zu dem Verstehen wenigstens ein teilweises Verstandenwerden treten, ein Sichverständlichmachen. Wir würden also doch Verständigung wenn nicht erreichen, so uns ihr nähern. Um mich kurz zu fassen, es läßt sich auf die Frage: Und nachher? deshalb keine irgendwie bestimmte Antwort geben weil uns für den gegenwärtigen Weltkrieg jede, selbst die entfernteste Analogie fehlt; es läßt sich nur sagen was nicht sein wird. Die Menschheit wird nicht wie eine elastische Masse nach Entfernung der Spreizhölzer zusammenschnappen, das heißt wesentlich in die alte Form zurückkehren; freilich scheinen das einige anzunehmen oder doch zu hoffen, es wäre aber gerade das Trostloseste. Auf die unermesslichen Verluste werden — natürlich nicht plötzlich — unberechenbare Neuerungen folgen.

Neben dem Krieg wird der Kampf der Geister fort dauern; er wird jenen nicht schüren noch dämpfen, aber nicht ohne Nutzen bleiben. Jetzt da der Riß nicht nur länger, sondern auch tiefer geworden ist, erblicken wir die andere Seite in hellerem Licht. Bisher war die Rede von einem Krieg der Zivilisation oder der Kultur gegen die Barbarei. Ich bediene mich hier nur des Ausdrucks „Kultur“, da das ital. *civiltà* sich mit unserem „Zivilisation“ nicht deckt. Es wird aber von den Italienern ein sehr scharfer Unterschied gemacht; der Anthropolog G. Sergi spricht von einem Kampf *per la civiltà, vera e completa*, e non per la cultura und der Pharmakolog P. Giacosa meint, die Deutschen hätten gar keine *civiltà* und nur wenig *cultura*; das läuft wohl auf unsere Trennung von Innen- und Außenkultur hinaus. Über das was „Kultur“ bedeutet, konnten wir uns um so weniger einigen als zu ihren Vorkämpfern auch Rußland gehört; nun aber erfahren wir zu unserer Beruhigung und Aufklärung daß es sich um die „lateinische“ d. i. die romanische Kultur handelt. Freilich würde uns Giacosa wohl kaum erlauben daß wir ihr eine germanische Kultur gegenüberstellten. Schätzt er doch „die germanischen Stimmen“

sehr niedrig ein, „die sich nach Professor Harnack dem Chor erst in der Reformation, d. h. zweitausend Jahre nachdem die ruhmreiche Fuge allein den romanischen Sängern anvertraut gewesen war, angeschlossen haben“. Es wäre unersprießlich mit ihm darüber zu rechten ob die Romanen der Renaissance nur von den Römern der Zwölftafelgesetze und nur sie von ihnen kulturell abzuleiten sind und ob nicht die letzteren wiederum Fortsetzer etruskischer, griechischer, ägyptischer, babylonischer Kultur waren. Seine Worte sind mir jedoch deshalb bemerkenswert weil sie mir das Rätsel lösen wie Salandra auf zwanzig Jahrhunderte den kulturellen Vorsprung der Italiener vor den Deutschen berechnen konnte; ich hatte zuerst an eine Halbierung der vierzig Jahrhunderte gedacht die von den Pyramiden auf Napoleons Soldaten herabblickten. Möge sich Giacosa wenigstens eine germanische sog. „Kultur“ gefallen lassen; die Hauptsache ist daß ein ohne weiteres erkennbarer Gegensatz zugegeben wird. Oder wenn es ihm beliebt, so spreche er spöttisch sogar von einer „Barbarenkultur“. Wie sie auch beschaffen sein mag, in ihr findet sich etwas was in der lateinischen Kultur wie sie ein G. D'Annunzio verkündet und vertritt, nicht findet, ja nicht finden kann, nämlich sittlicher Gehalt, besonders Wahrheitsfönn, Ehrenhaftigkeit, Treue; selbst auf dem Gebiete der *gentilezza*, das die Italiener als ihr Krönkut betrachten, gibt es bedenkliche Lücken, wir vermissen z. B. die Anstandspause zwischen Scheidung und Wiedervermählung. Dieser Kultur gegenüber wollen wir uns aus höflich gebeugter Stellung stolz emporrecken und als Barbaren bekennen; Barbares — soit hat schon vor kurzem („Wissen und Leben“ vom 15. Nov.) un barbare allemand einen schönen Aufsatz betitelt. Zum Ehrentamen soll uns der Schmäbname werden wie einst den Geusen der ihrige, der eigentlich Bettler bedeutete.

Wie wenig sich die romanischen Völker dazu eignen eine politische Gemeinschaft zu bilden, wird durch die Geschichte erwiesen; das Gewicht aber der sprachlichen Überlieferung das sie bindet, darf nicht übersehen werden. Diese ist eine eigenartige, vielleicht einzigartige: die Römer haben den Romanen nicht nur die Sprache nach Stoff und Form vererbt, sondern auch den Kultus der Sprache an sich,

mag sie sich gestalten wie sie wolle. Die Romanen sind, wenn wir auf die Triebfedern blicken, Wortmenschen, die Germanen Sachmenschen; uns gilt die Sache, jenen das Wort mehr, Wahres oder Gutes schätzen wir, auch wenn es in Lumpen gekleidet ist, jene Gold oder Purpur, auch wenn es Nichtiges oder nichts umhüllt. So führt die Sprachkunst die Romanen bald auf wunderbare Höhen, die wir nicht zu erreichen vermögen, bald in Niederungen, wo der Anblick schöner Sumpfpflanzen erfreuen mag, solange die Gefahr des Versinkens fernbleibt. Sind Dinge von höchster Wichtigkeit zu entscheiden, dann muß die Mahnung des heil. Augustin beherzigt werden: man möge die Schärfe der Erkenntnis nicht durch hochtönende Ausdrücke für die Sachen abstumpfen (*non obtundamus intentionis aciem altisonis vocabulis rerum*). Diese Mahnung ist nie offener verlacht worden als in den jüngsten Tagen von den Nachfahren derer an die sie gerichtet war. Es heißt zwar:

Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen;

aber hieße es auch: „der König mit dem Sänger“, so dachte doch Schiller gewiß nicht an einen Sänger wie jenen Parodisten der Bergpredigt, von dem sein Landsmann De Gubernatis gesagt hat, er bediene sich seiner Engelsflügel um uns in den Not hinabzuführen. Über die Wortzauberei des Dichters vergessen die Italiener die Unappetitlichkeit des Menschen; indem er sich brüstet das Schiff in das wogende Meer gestoßen zu haben, ruft er: „ich bin trunken vor Wonne“, und ohne Feingefühl für solche Geckenheit, lallen alle ihm nach: „wir sind trunken vor Wonne“. Auch die Lippen der Verantwortlichen sind, um mit dem Apostel zu reden, „schallendes Erz und klingende Zymbeln“. Dabei fehlt es nicht an schöner Gebärde, und nicht an schönen Dekorationen; kurz, „in Schönheit“ wird vom Sterben geredet. Alles das ist altrömische Erbschaft. Salandra muß bei seiner „kapitolinischen“ Rede bedauert haben daß die Toga außer Mode ist; sonst hätte er, wie einst Q. Fabius vor dem Senat der Karthager, einen Bausch in die Toga machen und dann ihn öffnen können: „hier habt ihr den Krieg!“

Während es bei den Franzosen einer guten Wendung bedarf um einen Eindruck hervorzurufen, genügt dazu bei den Italienern schon ein einzelnes Wort, vor allem ein Beiwort: „der glühende Schrei“ — „das strahlende Ziel“ — „die neuen leuchtenden Geschicke“ — „das heilige Heldentum“ — „die heiligen Wünsche“ — „die heilige Selbstsucht“, und selbst wenn jemand von dem „heiligen Raubzug“ spräche, würde der innere Mißklang durch brausenden Beifall übertäubt werden. Die Vollsaftigkeit der italienischen Wörter hat den Hauptanteil an der Wirkung. Der Franzose mag ebenso leicht und lebendig an Verrat denken wie der Italiener, aber sein *traître* ist ein jämmerlicher Schwächling neben dem *traditore* des andern (*l'insoffribil nome di traditor* sagt Manzoni); das tötet wie eine Handgranate und wird darum so gewissenlos verwendet. Der Wohlklang ist aber nicht an den Sinn gebunden; so bedeutet z. B. *vuotatura inodora*: geruchlose Abfuhr. Durch alle die sophistische und musikalische Rhetorik wird die Sprache gleichsam in einem beständigen Zittern erhalten; die Wörter werden durcheinandergewirbelt, alte verweht, neue herangeweht. Ein Wort spielt in diesem Kriege die erste Rolle, ja hat ihn geradezu hervorgerufen; es bildet für uns Sprachforscher ein schönes Schulbeispiel für die Aufeinanderfolge von Bedeutungsverengerungen und Bedeutungserweiterungen, ein um so besseres als die Ursachen des Wechsels uns klar vor Augen treten. *Irredento* ist soviel wie „unerlöst“; der Uneingeweihte wird etwa an Erlösung aus dem Analphabetismus, aus dem Pauperismus, aus den Schwefelgruben Siziliens denken. Allein da sprechen die Sachen laut genug, da bedarf es keines überstarken Ausdrucks. Er wird nur auf Bevölkerungen und Gebiete angewendet die unter nichtitalienischer Herrschaft stehen; denn es müssen hier Vorstellungen von Kerker und Sklaverei geweckt und Zornesfalten auf den Stirnen erzeugt werden. In diesem Sinne nennen die Italiener Welschtirol *irredento*; aber sie vermeiden es Korsika so zu nennen und es sollte doch *irredentissima* heißen, da hier das Fremde nicht nur wie dort in politischer Hinsicht, sondern in jeder herrscht; das Italienische nimmt hier Knechtstellung ein, ist nur ein „Patois“. Kurz vor Torschluss kam mir aus

Italien ein schönes großes Wörterbuch der korsischen Mundart zu, das eben aus dem Nachlaß von F. D. Falcucci († 1902) veröffentlicht worden war. Noch in dessen Jugend konnte man sich in Korsika keine andere Kultursprache denken als das Italienische; „heutzutage ist die Stimme der italienischen Kultur fast verklungen“. Diejenigen die in Korsika das Feuer erlöschen ließen, suchten es in Dalmatien aus der Asche wieder anzublasen. Aber nicht nur diese überwiegend slawische Provinz wird als *irredenta* bezeichnet, sondern auch das urdeutsche Bozen. Das erscheint fast als eine scherzhafte Antiphrase; der Minos auf dem Dantedenkmal von Trient dürfte damit nicht einverstanden sein.

Eritt uns nun solchergestalt das Romanische schon an der Front entgegen, so ist es nicht zu verwundern daß diejenigen die sein Studium zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, Besorgnisse für die Zukunft dieses Studiums hegen. Wir haben uns zunächst darüber klar zu werden ob der Krieg überhaupt eine Schädigung der Wissenschaft zur Folge hat. Diese Frage ist bald bejaht, bald verneint worden; das beruht aber auf der verschiedenen Bedeutung die man dem Ausdruck „Wissenschaft“ beigelegt hat. Der feste Besitz kann natürlich nicht beeinträchtigt, nur die Tätigkeit gehemmt werden, und man hat hier vor allem die Störung des Zusammenarbeitens ins Auge gefaßt. Nun ist die Tätigkeit einerseits eine gedankliche, intensive — sie schafft von innen heraus; anderseits eine stoffliche, extensive — sie beschafft neuen Stoff. Nur Philosophie und Mathematik sind nicht an solchen gebunden; sonst verschränken sich überall Schaffen und Beschaffen ineinander, oft steht das letztere im Vordergrund. Das erstere ist im Grunde stets die Sache des Einzelnen; die Fruchtbarkeit des mündlichen und brieflichen Verkehrs soll nicht unterschätzt werden, die Hauptsache aber bleibt doch die Benutzung des Veröffentlichten, des allgemein Zugänglichen. Das „Zusammenarbeiten“ von gleichzeitigen Gelehrten ist schließlich kein anderes als das von heutigen mit früheren, von Wundt mit Kant u. s. w. Ein wirkliches Zusammenarbeiten wird oft bei der Beschaffung neuen Stoffes erheischt, insofern persönliche Ab-

machungen, bestimmte Pläne zugrunde gelegt werden (das bloße Nebeneinander in Sammelwerken zählt nicht mit). Solche zum Teil großartige Gesamtunternehmungen werden allerdings durch den Weltkrieg nicht nur unterbrochen, sondern auch abgebrochen, manche wiederum verhindert aus dem Ei zu schlüpfen. Auch die beschaffende Tätigkeit des Einzelnen hemmt der Krieg größtenteils; um so stärker fördert er sie aber auf gewissen Gebieten die eben mit dem Krieg zusammenhängen. Die schaffende Tätigkeit hingegen erfährt vorzugsweise einen günstigen Einfluß: in unserem durchrüttelten Denken stellen sich neue Richtungen, neue Verbindungen ein, ausgefahrene Geleise werden aufgegeben.

Die romanische Sprachwissenschaft ist, ihrer Begrenzung nach, ein Universitätsfach, keine Einzelwissenschaft. Als solche kann nur die Sprachwissenschaft schlechthin gelten; wir haben keine Sprachwissenschaften, sonst hätten wir deren tausend und abertausend, vielfach ineinandergeschachtelte. Wir könnten sie der in zahllosen bestimmten Rechnungen sich verkörpernden Algebra vergleichen, wenn das Besondere sich vom Allgemeinen scharf abhöbe; aber das Besonderste ist vielmehr durch eine stetige Folge mit dem Allgemeinsten verbunden. Mögen die Sprachen untereinander geschichtlich verwandt sein oder nicht verwandt sein, sie stellen nur Variationen des gleichen Stoffes dar, von denen keine unentbehrlich ist, aber auch keine unwichtig für die Vervollkommnung unserer Arbeitsweisen und die Gewinnung eines Gesamtbildes. Von allen Sprachgruppen ist, dank den besondern Umständen ihrer geschichtlichen Überlieferung, keine lehrreicher als die romanische. Wie die Deutschen mehr als andere Völker die Sprachwissenschaft gepflegt haben, so wieder mit besonderer Vorliebe auf romanischer Grundlage. Den deutschen Romanisten sind die romanischen Romanisten gefolgt; unter diesen befindet sich derjenige der alle an Geisteskraft überragt, Ascoli. Da es romanische Germanisten vorderhand kaum gibt, so scheint man sich einem natürlichen Verhältnis anzunähern. Wollten wir die Dinge vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachten, so würden wir sagen: nun da die Romanen selbst ihr Feld zu bestellen wissen und lieben, nun können wir ihnen diese Arbeit über-

lassen. Zum Teil müssen wir es sogar; denn sie sind in einer weit vortheilhafteren Lage, unsern Blicken entziehen sich allzu viele Einzelheiten. Ja, solche umfassende Leistungen wie der französische Sprachatlas wären für uns geradezu unmöglich gewesen; wir erfreuen uns der Früchte, der Ernte konnten wir nur bewundernd zuschauen. Beides wird uns, fürcht ich, für den geplanten italienischen Sprachatlas versagt sein; vorderhand versinkt er wie so viele andere und größere Kulturaufgaben in dem Abgrund den man der „Kultur“ zuliebe gegraben hat. Sind wir Deutsche nun jetzt und später zu Halm schnittern auf romanischem Boden noch weniger geeignet als früher, so werden wir uns immer und mit bestem Erfolg als Flieger betätigen dürfen; ja vielleicht ist es gut daß wir hoch und höher gedrängt werden, wir gelangen so zu weitesten Überblicken. Romanist ist nur ein äußeres Kennzeichen; dem innern Beruf nach ist man Sprachforscher — oder man ist es nicht. Einem Sprachforscher kann es nie fehlen; für eine oder die andere Ecke die ihm versperrt wird, eröffnen sich ihm hundert neue Durchgänge; äußerem oder innerem Drang folgend sattelt er um, vom Ägyptischen zum Keltischen oder vom Slawischen zum Uthapastischen, das heißt, er wechselt das Pferd, der Sattel bleibt derselbe.

Es erübrigt mir noch von Einem zu reden, etwas Unwägbarem, das aber in unserer kriegerischen Aufmischung zu Boden sinkt. Die Wissenschaft gründet sich nicht nur auf den Verstand, auch auf das Gefühl. Nur dann arbeiten wir mit Glück wenn wir mit Liebe arbeiten; nur die Liebe erzeugt neue, eigentümliche Gedanken. Wir haben da gern die italienischen Worte gebraucht: *con amore*; warum wohl? Die Liebe bezieht sich nun eigentlich auf den wissenschaftlich herausgestellten Stoff, nicht wenn ich so sagen darf, auf den Rohstoff; doch strahlt sie vielfach auf diesen über. Die deutschen Romanisten sind, indem sie sich in die Romanen hineindenken und hinein fühlen mußten, in gewisser Hinsicht, unbeschadet ihrer treu volklichen Gesinnung, selbst zu Romanen geworden. Das ändert sich nun; jene Strahlen der Liebe verkürzen sich. Wir mögen z. B. immerhin die Wortschöpfungen D'Annunzios — er hat ja schon seinen Lexikographen

gefunden — eingehend studieren; *con amore* in vollem Sinne kann es nicht geschehen, da es *in corpore vili* geschehen muß.

Das Gesagte bezieht sich auf die im Gang befindliche Wissenschaft, gerade das Gegenteil davon gilt für die keimende Wissenschaft: das Erste ist die Liebe zum Rohstoff. Alle Wissenschaft, wie einheitlich und widerspruchsfrei sie sein mag, ist aus zahllosen persönlichen Würzelchen emporgewachsen, die in verschiedenem Erdreich eingebettet von ihm sich nähren. Zuerst eine ganz äußerliche Berührung mit dem Stoffe; dann suchendes Betasten; endlich wissenschaftliches Erfassen. Wie mancher lag in der römischen Campagna, „süßem Nichtstun“ hingegeben; aber es war ein traumhaftes Brüten aus dem sich Festes und Festeres losrang. Zwischen den geschichteten Steinen sprossen liebliche Blümchen hervor; manchmal überwucherte grünes Gesträuch das ganze Mauerwerk: Romanisten wurden zu Dichtern, was wir wenigstens bei unserem geliebtesten Erzähler Paul Heyse nicht beklagen. Die deutschen Romanisten fühlten sich einigermaßen als die Nachfahren der südfranzösischen Minnesänger; wie diese die Grammatik ihrer Liebesprache als *la gaya sabensa*, die fröhliche Wissenschaft bezeichneten, so erschien auch die Romanistik in ihrer Frühlingsfrische als fröhliche Wissenschaft. Die Begeisterung hat sich abgekühlt. *Con amore* riefen wir; jetzt vernehmen wir als höhnischen Widerhall: *con amore*?

Einem Trümmerfeld hatte H. Morf schon vor neun Monaten, an seinem sechzigsten Geburtstag das Arbeitsfeld der Romanisten verglichen; mit wieviel mehr Recht muß er das jetzt tun! Ich möchte mich, die obigen Ausführungen zusammenfassend, etwas anders ausdrücken. Auf dem gemeinsamen Arbeitsfeld wird uns deutschen Romanisten die Arbeit erschwert und eingeengt und die Lust zur Arbeit gemindert; auch der Gewinn neuer Arbeitskräfte unter uns erscheint bedroht. Die romanischen Romanisten werden in ihrer Arbeit nicht beeinträchtigt, nur der Kreis der Fremden die sie würdigen, wird kleiner.

Anfängern werden diese Worte eines Zuhörers vielleicht unerschrocken klingen. Doch war es weniger meine Absicht zu meinen Lands-

leuten als zu ihren romanischen Feinden zu sprechen; vor allem sollen diese Blätter einen Abschiedsgruß an Italien bedeuten. Wenn man in seiner Jugend Marc Monniers Buch *L'Italie est-elle la terre des morts?* mit warmem Mitgefühl gelesen, später das Wort von der „wälschen Tücke“ bekämpft, schließlich wegen der Errichtung einer italienischen Universität in Österreich sich zu der Mehrzahl seiner Landsleute in Widerspruch gesetzt hat, dann darf man wohl über das jüngst Geschehene etwas mehr als unmutig werden. Das Wappen meines mütterlichen Großvaters, der nebenbei gesagt ein Romane war, zeigt ein Herz aus dem drei bedornete Rosen entspringen, dazu den Wahlspruch: **Ex corde rosae et spinae**. Daran halte ich mich und beklage nicht, mit dem Trompeter von Säckingen, das Nebeneinander von Rosen und Dornen als häßliche Einrichtung im Leben. Blut ist nicht Wasser und soll auch nicht gewässert werden.

Ich grüße ehrerbietig die mir persönlich Unbekannten die zwar jetzt unsere Feinde sind und sein müssen, aber bis zuletzt die Sache der Vernunft und des Rechtes vertreten haben. Besonders die von der Zeitung *Italia nostra*; mit ihnen und zum letzten Male habe ich gesagt: unser Italien.

Ich grüße wehmutsvoll meine toten Freunde, an ihrer Spitze Alscoli, mit dem ich vier Jahrzehnte hindurch fest und eng verbunden war. Segte er auch für den Staat in welchem er — ein Görzer — geboren war, wenig Zuneigung, so wäre er doch niemals zu solchen Schmähungen des Deutschtums herabgesunken wie mancher angesehene italienische Gelehrte von heute.

Ich grüße dankbar meine lebenden Freunde, und überhaupt alle die mich je mit einer Gabe, einem Wort, einem Blick erfreut haben. Und das unbeschadet der politischen Gesinnung der sie bis zum Kriegsausbruch huldigten. Freilich vermag ich es mir nicht zu erklären wie in dem Lande das sich rühmt das demokratischste zu sein, die wahre Stimme des Volkes unterdrückt werden oder eine der Zahl und dem Werte nach bedeutende Minderheit sich von einem öffentlichen Bekenntnis abschrecken lassen konnte. Es dünkt mich, ich habe auf ein Rasperletheater geschaut, wo die brave „Demokratie“ den schlimmen

„Militarismus“ verprügelt; nun ist das Maskenspiel aus und der *Sacro egoismo* steht allein auf der Bühne.

Dem Italien aber das von alledem übrigbleibt, sende ich einige Verse aus Metastafios „Verlassener Dido“. Der Anfang lebt als geflügeltes Wort:

Passò quel tempo, Enea, che Dido a te pensò

(Die Zeit ist vorbei, Aeneas, daß Dido an dich dachte);

ihn kann ich mir aus persönlichen Gründen nicht aneignen, wohl aber wüßte ich nicht wie der Widerstreit zwischen meinen einstigen und meinen jetzigen Gefühlen sich besser ausdrücken ließe als in dem Darauffolgenden:

*Spenta è la face, sciolta è già la catena,
E del tuo nome io mi rammento appena*

(Erloschen ist die Fackel, zerrissen ist das Band
Und deines Namens entsinne ich mich kaum noch).

Graz, Mitte 1915.

H. Sch.

BIBLIOTECA

8

U